



DEVID STRIESOW
AXEL RANISCH

KLASSIK
DRAS
TISCH

LIPPENBEKENNTNISSE
ZWEIER MUSIK-NERDS



Die Autoren

Devid Striesow, bekannt von »Tatort« und »Bella Block« bis »Fraktus« und »Yella«, einer der meistbeschäftigsten TV- und Filmschauspieler des Landes und überzeugter Klassik-Fan.

Axel Ranisch, Regisseur, Schauspieler und Operschreiber ist ein kreativer Tausendsassa. Nach den Filmen »Dicke Mädchen«, »Ich fühl mich Disco« und »Alki Alki« hat er nun seinen Einfallsreichtum in Literatur gegossen.

Das Buch

Devid: Verstehst du, warum ich so gerne Geige wäre?

Axel: Ich wünsche dir von ganzem Herzen, dass es im nächsten Leben klappt und jemand Mendelssohn Bartholdy auf dir spielt.

Devid: Den ganzen Tag!

Devid Striesow und Axel Ranisch

Klassik drastisch

Lippenbekenntnisse zweier Musik-Nerds

Ullstein

Besuchen Sie uns im Internet:
www.ullstein-buchverlage.de

ISBN 978-3-96101-040-0

© Ullstein Buchverlage GmbH, Berlin 2020

Alle Rechte vorbehalten

Umschlaggestaltung: semper smile, München

Autorenfoto auf dem Cover: © Anja Schäfer

E-Book-Konvertierung powered by pepyrus.com

Emojis werden bereitgestellt von openmoji.org unter der Lizenz [CC BY-SA 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0/).

Auf einigen Lesegeräten erzeugt das Öffnen dieses E-Books in der aktuellen Formatversion EPUB3 einen Warnhinweis, der auf ein nicht unterstütztes Dateiformat hinweist und vor Darstellungs- und Systemfehlern warnt. Das Öffnen dieses E-Books stellt demgegenüber auf sämtlichen Lesegeräten keine Gefahr dar und ist unbedenklich. Bitte ignorieren Sie etwaige Warnhinweise und wenden sich bei Fragen vertrauensvoll an unseren Verlag! Wir wünschen viel Lesevergnügen.

Hinweis zu Urheberrechten

Sämtliche Inhalte dieses E-Books sind urheberrechtlich geschützt. Der Käufer erwirbt lediglich eine Lizenz für den persönlichen Gebrauch auf eigenen Endgeräten. Urheberrechtsverstöße schaden den Autoren und ihren Werken, deshalb ist die Weiterverbreitung, Vervielfältigung oder öffentliche Wiedergabe ausdrücklich untersagt und kann zivil- und/oder strafrechtliche Folgen haben.

In diesem E-Book befinden sich Verlinkungen zu Webseiten Dritter. Bitte

haben Sie Verständnis dafür, dass sich die Ullstein Buchverlage GmbH die Inhalte Dritter nicht zu eigen macht, für die Inhalte nicht verantwortlich ist und keine Haftung übernimmt.

Inhalt

Die Autoren / Das Buch

Titelseite

Impressum

Kind der Klassik

Fünf Stücke, die mich auf der Stelle glücklich machen

**Die Sache mit Mozart oder ein Bühneneinstand, wie er im
Buche steht**

Pardubice

Fünf Stücke, die mich auf der Stelle zum Träumen bringen

Wannsee

Moritz

Fünf Stücke, bei denen ich auf der Stelle weinen muss

Aller Anfang

ist schwer

Krieg

Andreas

Fünf Stücke, die mich auf der Stelle zum Lachen bringen

Wien

5 Stücke zur Ehrenrettung Antonio Salieris

Gerhard

Oper

10 Opernmomente, die mir auf der Stelle Gänsehaut verursachen

Reise nach Perm Sapoi!

**So schließt sich
der Kreis**

Beethoven und seine Kleine Neunte

**Prokofjews
zärtliche Töne**

**Schuberts siebte,
achte oder neunte
»Unvollendete«**

**Mahler und seine
Knochenflöte**

**Gewalt in Noten –
mit Schönberg auf
die Zwölf**

Brahms, der nackte Mann im See

**Haydn erschafft
die Welt**

**Der Hüftschwung
von Bernstein**

**Tschaikowskys
unsterbliche Liebe**

Verdis beste Oper

Mein Auto heißt Bach

**Mussorgski und der
liebevoller Tod**

**Der Flow von
Mendelssohn Bartholdy**

Social Media

Vorablesen.de

Kind der Klassik

Ich bekenne: Ich bin ein Klassik-Nerd. Ich habe nicht ein Konzert-Abo, sondern zwei. Ich besitze nicht 100, sondern 1472 CDs (und noch mal 1148 Schallplatten). Ich gehe lieber in die Oper als ins Kino, und das, obwohl ich Filmregisseur bin. Mein Bücherregal besteht aus musikalischer Fachliteratur. Als Teenie las ich nichts anderes als Komponistenbiografien. Jedem, der mich kannte, bin ich mit meinem Wissen auf die Nerven gegangen. Beethoven, Rachmaninow, Schostakowitsch und Mahler hießen meine Freunde. Alle waren lange tot.

Doch wie konnte es dazu kommen? Familiär bin ich von Sportlern umzingelt. Meine Mutter war Leichtathletin, mein Vater war Trainer für Kunst- und Turmspringen und meine älteste Schwester eine seiner besten Sportlerinnen. Meine Neffen spielen Fußball, Handball und Volleyball. Auch mein Opa war Leichtathlet und die Oma beim Ballett.

Als in Dresden während der 20er-Jahre der Ausdruckstanz das Ballett revolutionierte, lernte meine Oma tanzen. In Limbach bei Chemnitz. Fern der sächsischen Metropole und doch nah genug, um den Wind der weiten Tanzwelt zu schnuppern, der über Dresden aus Japan, Amerika und Russland ins Erzgebirge wehte. Famose Schwarz-Weiß-Fotografien meiner Großmutter in orientalischen Gewändern regen seit jüngster Kindheit meine Fantasie an. Was gäbe ich darum, dabei gewesen zu sein!

Mit der Machtergreifung der Nazis, spätestens mit dem Beginn des 2. Weltkriegs war für Oma Schluss mit Ballett. Der Tanz aber ist ihr bis heute geblieben. Wenn der richtige Rhythmus erklingt, zuckt es der 98-jährigen Lady noch heute in den Beinen. Dann kann sie nicht anders, dann muss sie tanzen.

Zu meinen schönsten Kindheitserinnerungen gehören die tanzenden Großeltern. Manchmal, an einem Dienstag oder Donnerstag, wenn ich von der Schule kam, um den Nachmittag bei Oma und Opa zu verbringen, waren Sessel und Tisch zur Seite geschoben. Dann warf ich mich mit einer Handvoll Schoko-Minz-Dragees in die Sessel und sah den Alten beim Walzertanzen zu.

Mein Opa liebte die Chemie, die Literatur, schöne Frauen (schließlich war er mit meiner Oma verheiratet) und die Musik. Er liebte Beethovens Fünfte, Tschaikowskys Sechste, Bruckners Siebte, Schuberts Achte und Dvořáks Neunte. Wenn ich zu Besuch war, durfte ich aus 250 Kassetten die passende Musik auswählen. Einen großartigen Austausch darüber brauchten wir nicht. Ich mochte, dass Opa mochte, dass ich seine Musik mochte. Ansonsten spielten wir Skat.

Auch meine Mama hat einen Sinn für Musik. Sie reagiert ungeheuer emotional auf russische Stücke in Moll. Als Kind hat sie zu Beethoven, Tschaikowsky und Gershwin ihre Hausaufgaben gemacht. Wem sie dadurch weniger gerecht wurde, bleibt offen: den Komponisten oder den Hausaufgaben? Andererseits ist meine Mutter imstande, mehrere Dinge gleichzeitig zu tun. Zuhören und reden zum Beispiel. Oder Filme schauen und lesen. Wenn ich sie früher aufgeregt in mein Zimmer bat, um ihr eine neue musikalische Entdeckung zu präsentieren, kam sie gern mit einer Zeitung oder einem Buch. Das ärgerte mich. Irgendwann lernte ich aber, dass es ihrer Konzentration zuträglich ist, mehrere Sachen gleichzeitig zu

tun, sonst schläft sie ein. Das hat sie übrigens von ihrem Vater. Auch Opa saß am Wochenende auf seinem Sofa und sah Tennis, während aus dem Radio neben ihm die Fußball-Konferenzschaltung lärmte und Oma mit dem Staubsauger durch die Wohnung schoss. Dabei reinigte er leise vor sich hin pfeifend seinen Rasierapparat und mischte sich aus Birkenhaarwasser, PrimaSprit und ausgewählten Düften sein eigenes Rasierwasser.

Aufgrund der emotionalen Sensibilität meiner Mama gab es zu Hause eigentlich nie Musik. Bei uns lief immer der Fernseher. Dokus über Dokus, Tiere, Vulkane, offene Wunden, alte Knochen und Blumen. Der Fernsehapparat hat mir schon in jungen Jahren ein breites Allgemeinwissen beschert. Musik lief nur, wenn wir Auto fuhren. Mit dem Trabi in den Urlaub zur sächsischen Verwandtschaft oder an die Ostsee. Später auch mit dem Tercel ins Riesengebirge, die Hohe Tatra oder nach Slowenien ins FKK-Thermalbad. Ein Balanceakt zwischen den musikalischen Geschmäckern war es immer. Mama war von ABBA über Michael Jackson bis zur Kelly Family für sanften Pop zu haben. Papa schwärmte für Vicky Leandros, Roger Whittaker und Ronny. Mir zuliebe gab es eine Kasette mit den größten Hits des französischen Kitsch-Pianisten Richard Clayderman. Einigen konnten wir uns immer auf Albano und Romina Power. Ich mag diese Musik bis heute. Das ist Urlaubsmusik für mich. Wir haben laut dazu gesungen, ohne auch nur ein Wort Italienisch zu sprechen.

Mama hat eine sehr schöne Singstimme, die sie viel zu selten benutzt, und sie trifft die Töne! Das kann man von meinem Papa nicht immer behaupten. Sein größtes musikalisches Abenteuer war ein Vorsingen beim Dresdner Kreuzchor. Seine Eltern hatten es dank guter Beziehungen arrangiert. Sie erhofften sich in der schwierigen Nachkriegszeit eine

gewisse Grundversorgung für den Jüngsten. Vorbereitet hatte er: »Zwischen Berg und tiefem, tiefem Tal saßen einst zwei Hasen«. Leider rechnete niemand mit dem überschaubaren musikalischen Talent meines Vaters, das dem gut durchdachten Plan ein unverhofftes Ende bereitete. So wurde er Sportler.

Niemand in meiner Familie ist Musiker geworden. Auch in den weiten Verästelungen unseres Stammbaums ist niemand zu finden. Die einzige Ausnahme ist vielleicht meine Schwester, die mittlere von uns dreien. Sie hat ein ganz und gar musikalisches Gemüt. Ihre Stimme ist satt und besonders schön in der mittleren Lage. Formidabel begleitet sie sich auf der Klampfe und singt am liebsten Jazz. Sie liest Noten vom Blatt, sang Jahre im Chor und hat nach Umwegen über Lehramt und Archäologie den Weg ins Musiktherapeutische gefunden, wo sie ihre Kursteilnehmer erfolgreich zum Trommeln, Singen und Feixen animiert und ihnen ein Stückchen Glück beschert.

Als ich ein kleiner Junge war, hatte sie mich an der Backe. Zehn Jahre jünger als sie und ihre Freunde, war ich doch immer dabei. Das hat unsere Beziehung auf eine harte Probe gestellt. Umso enger ist sie heute. Der Freundeskreis meiner Schwester war für mich immer aufregend, durch und durch von Musik erfüllt. Da waren Abiturienten und Studenten, die Cello und Geige spielen konnten, Familien, die Hausmusik veranstalteten. Leute, die keinen Fernseher hatten, sondern Plattenspieler und Gitarren. Das alles hat mich mehr angezogen als meine Mitschüler und die täglichen Demütigungen in der Schule.

Ich war ein sensibles Kind. Das stand auf jedem meiner Zeugnisse. Ich war wissbegierig, altklug, unsportlich, verfressen und nervig, wollte immer schon zu den Erwachsenen gehören. Lehrer interessierten mich mehr als Gleichaltrige. Musikunterricht war lange der einzige Grund für

mich, zur Schule zu gehen. Leider hatten wir nur einmal pro Woche Musik. Den Unterricht erteilte unsere Klassenlehrerin. Ich hatte große Angst vor ihr. Sie war riesig und streng. Aber ihren Musikunterricht liebte ich sehr. Ich ging während der Grundschule mit meinem heutigen Mann Paul in die selbe Klasse. Er war der Einzige, der mich schon damals nicht seltsam fand, obwohl er einen anderen, gesünderen Fokus hatte: Ihn interessierten Hofpausen, Comics und Mädchen. Jedenfalls kann er sich an kaum eine Musikstunde mehr erinnern, während ich noch jedes einzelne Stück kenne, das unsere Lehrerin mit uns behandelte. Da waren der zuckrige »Nussknacker« und die bewegte »Moldau«, der wahnsinnige »Boléro« und die patriotische »Egmont«-Ouvertüre. Wir hörten Opernquerschnitte von Mozarts »Entführung aus dem Serail« und Lortzings »Zar und Zimmermann«, wir hörten Leopold Mozarts »Kindersinfonie« und Gershwins »Rhapsody in Blue«.

Ein Stück aber begeisterte mich so sehr wie kein anderes: »Die Bilder einer Ausstellung« von Modest Mussorgski. Wir hörten drei verschiedene Versionen. Die berühmte Orchesterfassung von Maurice Ravel, eine sehr wilde Fassung für Synthesizer eines durchgeknallten Japaners namens Tomita und die Originalfassung für Klavier solo, die mich faszinierte und nicht mehr losließ. Nie zuvor hatte ich eine solch kraftvolle, kompromisslose Musik gehört. Brutal und ungeschönt. Ein regelrechter Schock. Heute weiß ich viel klarer, warum mich dieser Komponist so berührt. Es gibt eine Seelenverwandtschaft zwischen uns.

Mussorgski war ein musikalischer Autodidakt. Er gehörte zu einer Gruppe von russischen Komponisten, die die Kunstmusik ihrer Heimat vom westeuropäischen Einfluss befreien wollten. Die Lieder des Volkes sollten im Zentrum stehen. Die russische Seele sollte Einzug in die Konzertsäle halten. Sie lehnten die akademische Ausbildung am

Konservatorium ab und lernten lieber von den singenden Bauern. Die Hauptvertreter dieses »Mächtigen Häufleins«, wie sie sich selbst nannten, waren bis auf Nikolai Rimski-Korsakow keine ausgebildeten Musiker. Mili Balakirew hatte sich zunächst mit Mathematik beschäftigt, Alexander Borodin war ein angesehener Chemiker, César Cui war Professor für Fortifikationswesen (Festungsbau) und Modest Mussorgski mal Soldat, mal Verwaltungsangestellter, mal Vagabund, aber immer passionierter Alkoholiker. Er war witzig, elegant, charmant, gebildet und hochgradig sensibel. Er fühlte sich in den Armen seiner Freunde weitaus wohler als in denen seiner Freundinnen. Er schwankte zwischen Manie und Depression und verliebte sich regelmäßig in die Falschen. So auch in den fünf Jahre älteren Architekten und Zeichner Viktor Hartmann, an dessen frühem Tod mit 39 Jahren er beinahe zerbrach. Eine Gedenkausstellung in der Petersburger Akademie der Künste versammelte über 400 Skizzen und Zeichnungen Hartmanns. Wenn Mussorgski diese Ausstellung nicht besucht hätte, wäre das Werk seines Freundes von der Bedeutungslosigkeit verschluckt worden. Ein großer Künstler war er nämlich nicht. Als Muse für Mussorgski aber haben wir ihm eines der ehrlichsten Werke der Musikgeschichte zu verdanken: »Die Bilder einer Ausstellung«, ein Klavierzyklus, bestehend aus zehn Gemälden, die durch fünf Variationen einer vorangestellten Promenade zu einem Ganzen verbunden sind.

Mussorgski wandert als Icherzähler von Bild zu Bild. Vordergründig vertont er, was er sieht, darunter aber was er fühlt, schonungslos und klar. Kein Stück für die Ohren Fremder, eher die Skizzenblätter eines geheimen Tagebuchs. Gleich zu Beginn erschreckt er mit dem »Gnomus«. Mit grotesken Fratzen und Kontrasten greift er lustvoll in die Dissonanzen und nimmt im Vorbeigehen den Expressionismus vorweg. Man möchte aufschreien vor Schmerz, um im nächsten Bild, dem »alten Schloss«,

getröstet und sanft pulsierend in den Schlaf gewiegt zu werden. Voller Vergnügen hört man im dritten Bild Kindern auf einem französischen Marktplatz beim Spielen zu. Man erlebt, wie ein gleichmütiger Ochse seinen Karren samt betrunkenem Bauern durch die Winterlandschaft nach Hause zieht, wie unausgeschlüpfte Küken hysterisch in ihren Eierschalen tanzen und zwei alte jüdische Männer unvereinbar miteinander streiten. Auf dem »Marktplatz von Limoges« wird man von Menschenmassen über den Haufen gerannt und in den »Katakomben« von gespenstischen Akkorden geschlagen, ehe man in der geheimen Sprache der Toten in einen Dialog mit denselbigen tritt.

Mit jedem neuen Bild steigert Mussorgski die Intensität seiner Musik. In den letzten beiden Stücken aber treibt er die emotionale Achterbahnfahrt auf die Spitze: Das lebendige Haus der Hexe Baba Yaga zermalmt einen mit seinen stampfenden, schnaufenden Krähenfüßen. Es gibt kein Entkommen. Egal, wo man hinrennt, das Böse ist schon da und lauert auf die Proteineinlage in der Suppe. Erst im Moment des nahenden Todes beendet Mussorgski den Spuk und feiert im »Großen Tor von Kiew« die Überlebenden der Tortur wie Marathonläufer beim Durchqueren der Ziellinie.

Erst Maurice Ravels schillernde Orchesterfassung, in der das Werk 1923 in Paris uraufgeführt wurde, hat die »Bilder einer Ausstellung« fast 50 Jahre nach der Entstehung postum berühmt gemacht. Trotzdem erreicht das Stück nur in der spröden Urfassung für Klavier die schockierende Wirkung, die mir als achtjährigem Jungen den Atem raubte und ein einschneidendes, musikalisches Erlebnis bedeutete.

Mama, die als Physiotherapeutin bis vor wenigen Jahren meine ehemalige Grundschullehrerin behandelte, kam eines Tages mit einer Geschichte zu mir. Auch meine Lehrerin erinnerte sich noch 25 Jahre

danach, wie elektrisiert ich auf die Musik Mussorgskis reagierte. Sie habe mir damals den Klavierauszug vor die Nase gelegt und mit Erstaunen beobachtet, wie ich bar jeder Vorkenntnis gebannt in die Noten starrte und immer an den richtigen Stellen die Seiten umblätterte. Vielleicht wäre ja ein guter Musiker aus mir geworden. Ein Komponist sogar. Es gab eine Zeit, da hätte ich mir nichts sehnlicher gewünscht. Leider habe ich verpasst, ein Instrument zu erlernen. Und so blieb ich Rezipient. Und zwar der leidenschaftlichste, den sich meine Freunde, die Komponisten, nur wünschen können. Denn nichts macht mich so glücklich wie ihre Musik.

Fünf Stücke, die mich auf der Stelle glücklich machen

**»Sonnenaufgang über der Moskwa«
von Modest Mussorgski (1839–1881)
ca. 5 min**

Mit diesem atmosphärischen Stück, das überhaupt nicht nach einer Ouvertüre klingt, beginnt und beschließt Mussorgski seine gigantische wie blutrünstige Volksoper »Chowanschtschina« über den Moskauer Strelizen-Aufstand 1682. Mich weckt dieses Stück aus jedem Tran.

Meine Bilder beim Hören: Es muss Frühling sein. An den Ufern der Moskwa glitzert Tau in den Gräsern. Da steigt ein Prinz über dem nebligen Horizont auf: der junge Morgen. Ein schläfriger Vogel krächzt missbilligend. Doch der Edle breitet einen roten Teppich aus und kündigt den Auftritt der Königin an: Mutter Sonne. Stetigen Schrittes erhebt sie

sich über der Landschaft. Milde lächelnd verzeiht sie den Menschen die Untaten der Nacht. Kirchenglocken schlagen. Nun nimmt auch der Vogel hin, dass ein neuer Tag beginnt.

»Intermezzo« aus der »Karelia-Suite« op. 11

von Jean Sibelius (1865–1957)

ca. 4 min

Sibelius litt zeit seines Lebens unter schweren Depressionen. Wie auch Mussorgski fand er den verhängnisvollen Weg zur Flasche, der sich nicht immer produktiv auf seine Schaffenskraft auswirkte. Im Gegensatz zum früh verstorbenen russischen Kollegen hielt Sibelius jedoch deutlich länger durch. Die Karelia-Suite aus dem Jahre 1893, komponiert für einen patriotischen Festumzug südkarelischer Studenten, ist ein frühes Werk des finnischen Nationalkomponisten und gleichzeitig einer seiner größten Hits. Mir zaubert er verlässlich ein breites Grinsen im Gesicht.

Meine Bilder beim Hören: Warnend raschelt der Wald mit seinem Laub. Das Wild erstarrt in Vorahnung. Jagdhörner schmettern Fragen und Antworten durch die schneidende Morgenluft. Und wie durch ein geheimes Startsignal kommen sie aus allen Ecken herbeigesprungen, die Jäger vom TSV Fortuna Morgenduft. Doch statt das Wild zu schießen, beginnen sie zu tanzen. Übermütig werfen sie ihre Flinten ins Korn, haken ihre Arme ineinander und drehen sich im Kreise, bis sie schwindlig zu Boden sinken. Das verdutzte Reh wirft dem entsetzten Keiler einen fragenden Blick zu. Dann äst es erleichtert weiter.